

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 23 (1933)

**Heft:** 22

**Artikel:** Freiburg im Breisgau

**Autor:** Koszella, Leo

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-642077>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

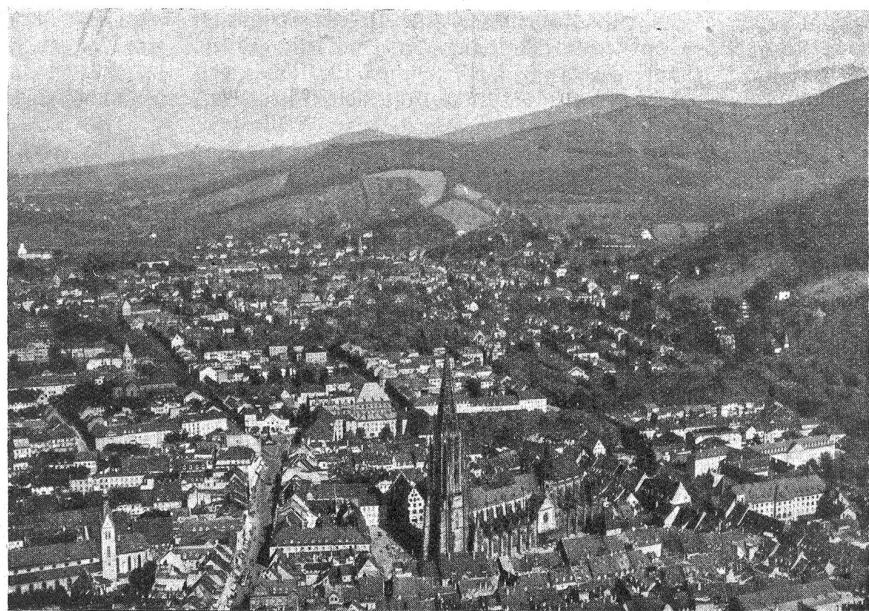
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

müssen. Mag das Urteil über das Buch dann ausfallen wie es wolle; für den wahrhaft Gläubigen ist das körperliche Bild des Menschgewordenen ohne besonderes Interesse. Seine religiöse Schau wird ihm schon ein Bild vermittelt haben und dieses Bild wird und muß für ihn immer authentischer bleiben als selbst eine „authentische Photographie“.

Abgesehen von den zugrundeliegenden chemischen Reaktionen, deren Möglichkeit zwar zugegeben werden muß, aber dennoch als Gewißheit nicht nachgeprüft werden kann, gestattet auch die Tatsache der Branderhitzung einige Zweifel, selbst wenn man die Tatsache, daß es sich wirklich um das wahre Leichentuch Christi handelt, ohne weiteres zugibt. Eine kritische Untersuchung des Gewebes, seiner technischen Herstellung wie seiner chemischen Art nach, wurde aber von den Verfassern verläumt und das wird sich ihrer Beweisführung immer entgegenhalten lassen. W. May.



Freiburg i. Br. Gesamtansicht.

## Freiburg im Breisgau.

Von Dr. Leo Koszella.

Freiburg in der Stadt  
Sefer isch's und glatt.  
Riche Herre, Geld und Guet,  
Tumpere wie Milch und Bluet,  
Freiburg in der Stadt.  
Peter Hebel.

Freiburg — Burg der Freien. Beide Freiburg, das im Breisgau und das im Hegelnd, überfamen diesen Daseinszweck von ihren herzoglichen Gründern: das im Stammeland der Zähringer 1120 vom Vater Konrad, das im burgundischen Rektorat 1178 vom Sohne Berchtold IV. Und 13 Jahre später erhielt die dritte Zähringerstadt, Bern, von seinem Gründer dieselbe Aufgabe zugewiesen. Freilich ließ der Enkel, Berchtold V., den dynastischen Nebenzweck schon deutlicher durchblenden. Aber gerade dieser letzte der mächtigen Zähringerherzöge — er dachte schon an die Königskrone — erfuhr die Wahrheit des Wortes: der Mensch denkt und Gott lenkt. Seine Söhne wurden ihm grausam getötet, sein Geschlecht erlosch, und die so klug als Machtstützpunkte gedachten Städte der Freien gingen ihre verschiedenen Schicksalswege. Freiburg im Breisgau kam schon 1218 an den Grafen von Urach, 150 Jahre später war es habburgisch. Aehnlich ging es dem anderen Freiburg. Nur Bern erlangte die Reichsfreiheit nach dem Tode des letzten Zähringers. Und während das ältere Freiburg Umtshauptort blieb, das jüngere Mittelpunkt eines Kantons der freien Schweiz wurde, hat die Geschichte aus der Kastestadt eine einflußreiche Landeshauptstadt gemacht.

Trotz der unterschiedlichen historischen Entwicklung hat die deutsche Stadt mit den schweizerischen Schwesterstädten viele Züge gemeinsam. Von der gemeinsamen Jugend im frühen Mittelalter zeugen die malerischen Türme, die alten Häuser in winkligen Gassen und Gäßchen, die gotischen Gotteshäuser mit ihren himmelanstrebenden Türmen. Und wenn Bern und das schweizerische Freiburg Wasser umflossen, in Hügel eingebettet und mit herrlicher Alpenfernicht begabt sind, so schmiegt sich das nordische Freiburg an die tannendunklen Hügelrücken des Schwarzwaldes an, bewacht den Eingang ins romantische Höllental und hat von 269 Meter Meereshöhe aus den weiten Blick auf die fruchtbare oberrheinische Tiefebene hinab.

Freiburg i. Br. hat aber Eigenwerte genug, die es vor andern oberdeutschen Städten auszeichnen. Zu der aussichtsreichen Lage, zu der reizvollen Umgebung mit den rebengeschmückten Hügelhängen, den nahen Aussichtsgipfeln wie Schauinsland, Feldberg und Belchen kommt eine feine Geistigkeit und Kultur, die sich ausdrückt in seinen zahlreichen Bildungsanstalten, vorab in seiner reich ausgebauten Hochschule mit ihren 180 Dozenten und 3400 Studenten, in seinen zahlreichen Bibliotheken, in seinen Museen, seinen gelehrten und künstlerischen Gesellschaften, seinem hochstehenden Theater, seinen Konzertsälen, Lesehallen, seinen sozialen Instituten wie Universitätskliniken, Krankenhäusern, Diaconissenhaus, Waisenhaus usw. Freiburg i. Br. macht sich anheimlich, ihren Besuchern Angenehmes und Nützliches zu bieten wie irgend eine andere deutsche Stadt. Ihr Ruf als Fremdenstadt ist im Aufstieg begriffen.

Der Schweizer, vorab der Berner, wird sich als Besucher dem fesselnden Eindruck des Münsters hingeben, dessen roter Sandstein ihn an das Basler Münster erinnert, dessen wunderbare Bauformen — es ist eine Verbindung romanischen und gotischen Stils — ihn aber auch an das Berner Münster denken läßt, dessen Vorbild er ja vor Augen hat. Nur ist dieser Kirchenbau im Außen und Innern kunstreich gehalten, sein Turm, seine Tore, seine Pfeiler, Altäre, Kapellen sind übersät von Skulpturen aus der Blütezeit der Gotik. Bekanntlich ist das Freiburger Münster, begonnen um 1200, der einzige deutsche Dom, der im Mittelalter vollendet worden ist. Alle andern — das Berner Münster eingeschlossen — erlebten ihren Ausbau erst z. T. in der Gegenwart. Man muß den Turm besteigen, um von hier aus die geniale Filigrantechnik gotischer Bau- und Denkweise zu betrachten und zu bewundern, und man muß durch das feingliedrige und zerbrechliche Maßwerk der Fenster auf die Treppengiebel und Pultdächer und in die Höhe und weinumspornten Fenster der da unten gelegenen Stadt schauen, um den ganzen Zauber dieses Bauwerkes auszuschöpfen.

Unten auf dem Münsterplatz stehen Kaufhaus, Kornhalle, erzbischöfliches Palais, jedes ein Zeuge eines andern Jahrhunderts, repräsentativ, malerisch und zusammen mit den anschließenden, alttümlichen Gäßchen und ihren interessanten alten Häusern ein in seinem kulturellen und künstlerischen Schwergewicht nur schwer zu überbietendes Stadtbild. Der gleiche Eindruck wiederholt sich am Franziskanerplatz, den

die gotische, St. Martin geweihte, älteste Kirche Freiburgs beherrscht. Altes und neues Rathaus, das einst für Kaiser Maximilian gebaute Falkensteinsche „Zum Walfisch“ genannte Haus, die enge Universitätsstraße, die alte Universität, der Petershof, das Absteigequartier der Abtei von St. Peter auf dem Schwarzwald: alle diese kostbaren Bauwerke verstärken den ursprünglichen Eindruck, daß sich Freiburg mit Recht zu den schönsten Städten Deutschlands zählen darf. Man wundert sich, daß so vieles so gut erhalten blieb, wenn man sich vor Augen hält, daß Freiburg 1632 und 1638 von den Schweden, 1644 von den Bayern und Österreichern, 1677 und 1744 von den Franzosen erobert wurde, wobei es jedesmal, vor allem aber 1744, hart mitgenommen wurde.

Wer mit der Höllentalbahn in das romantische Tal des Schwarzwaldes hinausfährt oder von einer der Höhen auf das liebliche Stadtbild hinunterschaut, der wird diese Eindrücke nicht vergessen, sondern gerne wieder als Gast nach Freiburg zurückkehren.

## Bärndütsch my Muettersprach.

Plauderei von Frieda Brunner.

Gälet, so lang me deheimer isch, dänkt me nie, oder emel sälte dra, was für ne Macht üsi Muettersprach inn sich het.

Erscht we me furt isch, i der Fröndi, de fahrt me afa gspühre, wie fescht daß ds Härz und d'Muettersprach mit-enand verwachse sñ. Wär vo Bärn chunt, brucht nide mal über d'Schwyzergränzen uus, numen uf Züri use oder uf Basel abe, so merkt er scho — — jis bini nümme ganz deheimer; es fählt mer öppis.

Die heimelige Tön op üsem Bärndütsch sñ=es, won-is fähle! Das isch grad gnueg, für eim Härzweh z'mache. — Mir chöi-n-is zwar nid chlage, daß ander Lüt nid fründlech zuenis sñge. Im Gägeteil, mir hei sogar es füchters Gfuehl, daß men-is überall guet lyde ma, ganz bñnders emel z'Basel unde. Was d'schuld isch dra, ob üsi Sprach oder üsi Art, i weis es nid, viellicht grad beides. Aber eis isch sicher, öppis Liebers han=üs i der Fröndi nid begägne, als wemer unerwartet ghöre bärndütsch rede!

Won-i vo Bärn uf Basel abe züglet bi, ishs mer im Afang niene wohl gñi als i mym neue Hei und i mym große, schöne Garten inne.

Dert han-i Salat und Rübli gsäht, ha Bohne gsezt und Chöhli pflanzet, ganz glychlig wie mes z'Bärn o macht. I ha Bluemebandeli, eis schöner weder ds andere zwäglüftlet, ha gsprützt und gjätzt und mängisch vor luuter Ufer gar nümmemeh dra dänkt, daß i so halbers i der Fröndi bi. Aber wenn ig i d'Stadt ha müesse, für ga Ùchäuf z'mache, so hets mi dunkt, i sñg verlore, chuum daß i vorem Gartetor und uf der Straß uß gstande bi. Scho im Tram ds Rüeze vom Billeteur: „Billieee gefäligst!“ het mi im Afang mängisch ganz erklüpft; de han-i natürlech sofort wieder a Bärn müesse dänkt, wo d'Lüt so ganz en=andere Ton hei i ihrer Sprach. — — Aba, s' isch eifach d'Längiznt nam Bärndütsch gñi, wo mi so grüüseli het chönne plage, die ersti Zyt hie z'Basel unde.

Baseldütsch isch doch o schön und ganz e fyni Sprach — so han-i mi mängisch sälber wöllen-überrede; aber myni Ohre, die hei sich eifach gar nid chönne gwöhne dra. So fuurlig het das tönt, wenn d'Lüt um mi ume zäme gredt hei; mängisch isch es mer fasch hindlech vorcho, das schöne Baseldütsch und mängisch, bñnders wenns Herre gredt hei, fasch chly affektiert. Item, i ha mi eifach lang nid chönne gwöhne dra. Verzieht mer, liebi Basler.

Tiže ha=mi gwahnet an euch und a eui Sprach, aber i ha wäger es paar Jährli brucht derzue. Dihr wüffets ja, Bärner sñ langsam, aber si sñ treu, und das isch doch o öppis wärt, vðer?

Es soll Lüt gä, wo d'Muettersprach verlehren=i der Fröndi, aber wenn e Bärner hei chunt und wenn er zwanzig Jahr lang wäri z'Hinterindie gñi, so fahrt er doch am erste Tag scho wieder afa bärndütsch rede; es chunt ihm ganz vo sälber. — — —

Obs wahr sñg, het mi einisch öpper gfragt, daß es mängattig Bärndütsch gäbi?

Ja ja, s' het öppis, aber dihr müehst dänke, üüse Heimatkanton isch e so groß, daß Baselstadt und Basel-land miteinander sich verirre chönnte drinne. — — D'Nemitalerbure zum Bñspiel reden ruuch; d'Stadtbärner dervür fñner; im Seeland chönne si guet flueche, seit me, aber im Oberland de fasch besser singen als rede. Es isch sogar scho vorcho, daß ei Bärner der ander, zum Bñspiel der Städter der Oberländer bim erste Begägne nid so rácht verstande het. — — —

Won-i zerstmal am Haslibärg bi i de Ferie gñi, so han-i emel myni Ohre o no müesse spize, bis daß i als verstande ha, was die Lüt dert zäme brichtet oder zu mir gseit hei. Won-i dert einisch e vierzgjähregi Tumpere gfragt ha, wieso so wenig Chinder sñgen im Dorf, het si mer prompt zur Antwort gä: „Joa, am Bärg hiraten äben d'Kind und an der Gassen d'Chind!“ Das wott säge, daß d'Haslibärger mit hürate warte, bis daß sie und är zäme e gwüssi Anzahl Beh im Stall hei, oder besser gseit uf der Alp, aber z'Meiringe tuege si de dervür viel zjung, no fascht als Chind hürate. — — E Frau, wo uf der Matte Hanf usgspreitet het, han-i grüezt und se gfragt: „trochnet=er?“ Da git si mer zur Antwort: „Joa, wenn äsch oppen no chly schunnati“, das heißt: „Ja, wenn d'Sonne no chly schyne tät“. — — Und en Aetti han-i ghört zum Müetti säge: „Mädi, gimmer grad eisch die älwen Schtrümpf ahnen mit dänen wñschchen Naschen.“ Da het die alti Frau es Paar bruuni, schafwullegi Strümpf, wo vor am Spitz wñß sñ aglismet gñi, vom Ofestangli abegnoh und se dem Aetti gä. Das sñ die Stürmpf mit „dänen wñschchen Naschen“ gñi. — — Wenn aber amene Gartezuun zwöi Haslibärgermeitschi bineander stande und öppis brichtet, und s' chunt es Dritts verbn, so fragts ganz sicher: „Heit er en Dorf?“

„Joa, hätten mir es Hüüs!“ gäbe die Andere zur Antwort. So rede si am Haslibärg.

Im Adelbode tönt es wieder ganz anders. Dert han-i einisch es Buebli, wo gar grüüseli briegget het, gfragt: „Was hesch Chlyne, warum pläärish?“ „He, d'Schuelbüdeni schuehje mi ging un iis het mer der Fööfer gnoh!“ Also, d'Schuelchinder tuege ne geng stüpfe und eis heig ihm es Füüfi gnoh. Ja, füüf Rappe meh oder weniger im Hosenack ha son=es Buebli scho z'briegge mache. —

Im Adelbode säge si dem Chä „Spys“. Das han-i gmerkt, won-i einisch mit=eme urchige Adelbodner am glychje Tisch gässe ha. Uf ds Mal gumppet ihm es Stüdli Chä ab der Gable-n=undere Tisch abe; är büdt sech fürs ufscha und seit ganz troche: „Jis isch mer grad en Schnäz Schpys un=deren Tisch ahi ghiit, aber es macht nyt, i frissen=en glyd“. — I glaube, das bruuchen=i jis nid no besser z'verbärndütsche, gälet dihr heits verstande?

Aber z'Iseltwald weis gwüß nid jede Stadtbärner sofort, was das soll heiße, wenn es Müetterli sñs Chindli fragt: „Was muelisch ooch, hesch ds Houtelli agruehrt?“ Das wott säge: warum brieggiß o, hesch ds Chöpfeli agschlage?

We-me vo oben=abe gäge Thun zue chunt, so merkt me glyn, mi nachet Bärn; es wird da scho meh gredt als gsjunge.